

## Olympismus und Friedens-Hypothese, oder: Sport und Frieden - Wunsch und Wirklichkeit

2009 veröffentlicht in: A. Bruns & W. Buss (Hrsg.): „Sportgeschichte erforschen und vermitteln.“  
Jahrestagung der dvs-Sektion Sportgeschichte vom 19.-21. Juni 2008 in Göttingen (S. 169-177). Hamburg:  
Czwalina (= Schriften der Deutschen Vereinigung für Sportwissenschaft; Band 187)

Über „Olympismus und Friedens-Hypothese“ möchte ich sprechen. Das ist nicht leicht, da dieses - nicht nur in Zeiten naher olympischer Spiele - beliebte Thema viele begriffliche Fallen birgt. Ich will zumindest einige davon aufspüren und Vorschläge zu ihrer Vermeidung unterbreiten, oder, um diese defensive Haltung offensiv zu wenden: Ich biete Ihnen aufgrund einer kritischen Untersuchung der zentralen Begriffe meines Themas eine philosophische Deutung an, die diesem Thema meines Erachtens besser gerecht wird als die in Sportpolitik und Sportwissenschaft vorherrschende Sichtweise.

Viele Sport-Funktionäre und -Politiker führen gern das Wort der Frieden stiftenden Funktion von Sport im Munde. Insbesondere im Zusammenhang mit olympischen Spielen berufen sie sich immer wieder darauf - oft nicht als Wunschvorstellung gekennzeichnet, sondern als Tatsache. Die These, Sport allgemein - und der „olympische“ insbesondere - fördere *tatsächlich* den Frieden auf Erden, kommt bei vielen Menschen gut an und wird auch gern von Allgemein- wie Sport-Politikern aufgegriffen. Auch manche Sportwissenschaftler halten sich gern an diese Auffassung, nehmen sie zumindest rhetorisch auf und unterstützen sie (Höfer, 1994; Grupe, 1997; Müller, 1998; Roth, 2006).

Ich will in diesem Vortrag vorwiegend allgemeine Betrachtungen zum Thema anstellen. Sie beruhen auf der kritischen Lektüre von Veröffentlichungen und auf eigenen Bemühungen um die Definition zentraler Begriffe der Sportwissenschaft.

Das Erste, was mir beim Studium der Publikationen aufgefallen ist, ist schon die Schreibweise. Die fast ausnahmslos verwendete *Großschreibung des Wortes „olympisch“* soll wohl dieses Eigenschaftswort ins Weihevollere erheben.<sup>1</sup> Ich kenne nur einen Sporthistoriker, der dies - wie ich - als unangebrachte Mystifizierung ausdrücklich kritisiert und das Adjektiv „olympisch“ hartnäckig klein schreibt: den Neuseeländer Douglas Booth (2005, S. 222), der übrigens ein sehr lesenswertes Buch über Methodologie der Sportgeschichte verfasst hat.

Diese sprachliche Mystifizierung, schon durch eine bestimmte Schreibweise, mag bei vielen noch weitgehend auf Tradition und/oder Gedankenlosigkeit beruhen. Sie wird - und das halte ich für noch viel wirksamer - unterstützt durch eine *semanti-*

---

<sup>1</sup> Dies gilt auch unabhängig von dem - sogar schon im Duden verankerten - angeblichen „Eigennamen“-Charakter vieler Wortverbindungen mit „olympisch“. Das „International Olympic Committee“ (IOC) verfolgt in dieser Hinsicht seit geraumer Zeit eine (auch) auf materielle Gewinne spekulierende Begriffspolitik, die man nur als aggressiv und imperialistisch bezeichnen kann. Es beansprucht ein „(Handels-) Markenrecht“ an allem, was irgend „olympisch“ benannt wird, und hat das auch schon weitgehend durchgesetzt.

*sche Koppelung*: Der Name des antiken Austragungsorts der ältesten panhellenischen sportlichen Wettkämpfe, „Olympia“, nach dem die von Coubertin angeregten Sportfeste der Moderne benannt worden sind, enthält - insbesondere beim zugehörigen Adjektiv „*olympisch*“ - ja auch den Namen „Olymp“. So heißt der höchste Berg Griechenlands<sup>2</sup>, und dieser Berg ist der mythische Sitz der antiken griechischen Götter.

Wenn - zum Beispiel schon in Homers Ilias und Odyssee - von den „olympischen“ Göttern die Rede ist, dann sind sie natürlich nicht nach der kleinen Siedlung Olympia auf der Peloponnes benannt, sondern nach dem Berg Olymp in Thessalien. So schwang und schwingt beim Adjektiv „olympisch“, das sowohl für den Berg Olymp als auch für den Ort Olympia in Gebrauch ist, immer auch dann ein „*göttlicher Hauch*“ mit, wenn es für den Ort galt und gilt - beabsichtigt oder nicht, zugegeben oder nicht. Dieser „göttliche Hauch“ ist seit der Stiftung der modernen olympischen Spiele nach meinem Eindruck eine willkommene - meines Wissens übrigens noch nie thematisierte - Begleiterscheinung. Da mit dieser *semantischen Schmuggelware* irgendwie Göttliches abfärben soll auf die eigentlichen profanen Sport-Spiele der Neuzeit, ist es - für alle, die daran glauben (wollen) - auch nur konsequent, dieses mit „Heiligkeit“ aufgeladene Wort auch als Adjektiv immer groß zu schreiben. Dies entspricht übrigens Coubertins Konzeption von „Olympismus“ als Religion.<sup>3</sup>

Für mich als kritischen Wissenschaftler ist das erste Ergebnis dieser sprachwissenschaftlichen Überlegungen: Wenn es denn möglich ist, auf das so kontaminierte Wort „olympisch“ zu verzichten, dann will ich es tun. Dies ist ohne großen Bedeutungsverlust auch fast immer möglich, weil der „Sinnkern“ des „olympisch“ genannten Sports identisch ist mit dem von „Sport“. Das Wort „olympisch“ kennzeichnet nur die besondere Art dieses Sport-Ereignisses, wie sie in der Charta des IOC festgelegt ist, bezeichnenderweise übrigens mehr in den symbolischen Riten, weniger im sportlichen Gehalt (vgl. Güldenpfennig, 2004a, S. 343-364).

Olympismus ist für mich ein schwammiges Propagandawort für eine besondere (ideologische) Auffassung von Zielen, die mit Hilfe von Sport angeblich verwirklicht werden können.

Deshalb will ich im Weiteren auf den Begriff „Olympismus“ weitgehend verzichten, zumal er sich nach Heribert Aigner „bis heute einer verbindlichen Definition (entzieht)“ (Aigner, 1998, S. 395). Das IOC definiert dieses schwammige ideologische Konstrukt in seiner Charta so: „*Der Olympismus ist eine Lebens-Philosophie, die in einem ausgewogenen Ganzen die Qualitäten von Körper, Wille und Geist erhöht*

---

<sup>2</sup> Es gibt zwar noch weitere Berge namens „Olymp“ in Griechenland, aber das thessalische Gebirgsmassiv ist nicht nur das höchste, sondern auch durch seine Einzelstellung - umgeben von mehr oder weniger flachem Land - das eindrucksvollste.

<sup>3</sup> Dieser „Olympismus“ ist eine Erscheinung der weitverbreiteten Idealisierung der „klassischen“ antiken Kultur Griechenlands in Kunst und Wissenschaft Europas.

und verbindet.“<sup>4</sup> Nicht nur meinem Eindruck nach ist ein so verstandener Olympismus ein Propagandawort für etwas nicht nur Unklares, sondern zutiefst Unwahres. Da es also wesentlich um Sport geht, auch bei den „olympisch“ genannten „Spiele(n)“, habe ich den Untertitel meines Vortrags schon nüchterner formuliert: „Sport und Frieden“. Meine Frage ist, ob die gern zitierte (Hypo-) These, Sport trage generell zum Frieden bei, eine Wunschvorstellung ist oder Wirklichkeit. Nach der Klärung meiner zentralen Begriffe will ich diese Frage näher untersuchen.

Zunächst also zum Begriff „Sport“: Nach meinem Verständnis ist *Sport*

„ein kulturelles Tätigkeitsfeld, in dem Menschen sich freiwillig in eine wirkliche oder auch nur vorgestellte Beziehung zu anderen Menschen begeben mit der bewussten Absicht, ihre Fähigkeiten und Fertigkeiten insbesondere im Gebiet der Bewegungskunst zu entwickeln und sich mit diesen anderen Menschen nach selbst gesetzten oder übernommenen Regeln zu vergleichen, ohne sie oder sich selbst schädigen zu wollen“ (Tiedemann, 2002).

Diese Begriffsbestimmung ist einfach (m)ein Vorschlag. Dies ist leider keine Selbstverständlichkeit.<sup>5</sup> Die im „sportwissenschaftlichen Lexikon,“ (Röthig & Prohl, 2003) repräsentierte herrschende Auffassung in der deutschen Sportwissenschaft ist nämlich, Sport zu definieren sei nicht möglich; und selbst, wenn es möglich wäre, wäre es nicht sinnvoll (vgl. Tiedemann, 2007). Außer bzw. trotz dieser Position, die für mich eine Verweigerung der Bringschuld eines jeden seriösen Wissenschaftlers darstellt, hat es einige anregende Vorschläge gegeben, Sport auf den Begriff zu bringen, deren Autoren ich hier nur nennen kann: Ich denke insbesondere an Meinhart Volkamer (1984 und 1987), Moth Stygermeer (1999) und - last, but not least - Sven Güldenpfennig (seit 1996 öfter, zuletzt 2007).

Nachdem Sie nun wissen können, was ich meine, wenn ich von „Sport“ rede, will ich Ihnen auch mein Verständnis von „Frieden“ darlegen. Meistens wird Frieden (oder: Friede) als ein *Zustand* definiert (als „Abwesenheit von Krieg“ oder als „ein heilsamer Zustand der Stille oder Ruhe“ o.ä.).<sup>6</sup> Diese kategoriale Zuordnung halte ich - trotz einer gewissen Plausibilität - für ergänzungsbedürftig.

*Frieden* ist zugleich ein utopischer *Zustand* sowie das *Streben* danach. Den ersehnten, aber utopischen Zustand denke ich als frei von Gefährdung, als Ausgegli-

---

<sup>4</sup> „Olympism is a philosophy of live, exalting and combining in a balanced whole the qualities of body, will and mind“ (zit. n. Aigner, 1998, S. 395; Übersetzung ins Deutsche von mir).

<sup>5</sup> Da ich häufig erlebt habe, dass eine - unbegründete, aber weitverbreitete - Scheu vor klassischen Definitionen insbesondere in der Sportwissenschaft herrscht, fühle ich mich bemüßigt, eine - defensive und im Grunde überflüssige - Klarstellung anzufügen: Definitionen nach dem aristotelischen Muster beginnen mit der sprachlichen Formel „X ist ...“; das klingt manchem wie eine Vorschrift mit dem Anspruch auf Allgemeingültigkeit. Dieser falsche Eindruck ist ein noch heute wirksamer (Abwehr-) Reflex auf die lange Tradition der Scholastik mit ihren streng normativen Definitionen. Definitionen, wie ich sie verstehe, sind aber (nur) klärende Festlegungen des jeweiligen Autors, der sein Verständnis eines Begriffes deutlich macht - selbstverständlich ganz subjektiv. Offensiv gewendet: Wissenschaftler haben die Pflicht, ihre zentralen Begriffe klar zu erläutern, am besten in der Form einer klassischen Definition, wie sie übrigens in jedem seriösen Konversations-Lexikon zu finden ist. Unterlassen Wissenschaftler dies, geben sie ihren Anspruch auf Wissenschaftlichkeit auf bzw. verlieren ihn. Es ist traurig, aber wahr und absurd: In der deutschen Sportwissenschaft ist dieser Anspruch überhaupt nicht selbstverständlich; wer ihn (dennoch) erfüllt, bekommt eine Außenseiterposition zugewiesen, wird bestenfalls bekämpft - das ist immerhin noch eine dialogfähige Form der Auseinandersetzung - oder schlimmstenfalls ignoriert und totgeschwiegen (vgl. Güldenpfennig, 2007, S. 109-130).

<sup>6</sup> Wikipedia, Stichwort „Friede(n)“; der Artikel „Frieden“ im „Lexikon der Ethik im Sport“ (Huber, 1998) ist hier wenig hilfreich.

chenheit, als Gelassenheit und als Übereinstimmung, und zwar *innerlich* (mit mir selbst) wie auch *äußerlich* (mit anderen Menschen oder Gegebenheiten); diesen Zustand versuche ich herzustellen, soweit dies möglich ist.

Frieden als Zustand kann - selten genug, flüchtig, oft unverhofft und stets gefährdet - erlebt werden sowohl in der natürlichen Umwelt als auch im Verhältnis zu uns selbst (innerer Frieden) und zu anderen Menschen (äußerer Frieden).

Frieden in der Natur nehmen wir wohl meist (noch) wie ein Geschenk an, zu dem wir nicht viel beitragen können.<sup>7</sup> Diesen Aspekt des Friedens in (und mit) der Natur werde ich im Weiteren nicht verfolgen.

Frieden in uns selbst sowie zwischen uns und anderen Menschen können wir (eigentlich) mehr beeinflussen, wir müssen es nur tun.<sup>8</sup> Wir können viel dafür tun, dass Frieden entsteht; wir können Frieden *machen*, mit uns selbst und mit anderen Menschen, wenn auch unter Mühen und selten mit großem Erfolg. Auf diesen Aspekt will ich mich im Folgenden konzentrieren.

Was macht den *utopischen* Charakter des Friedens aus? Wir Menschen sind voller *Ambivalenzen* und *Widersprüche* - in uns selbst und schon gar im Verhältnis zu anderen Menschen. Unsere *Lebendigkeit* als Individuen und als Gruppen begründet und fördert diese Widersprüche; sie ist auch Quelle für innere und äußere Konflikte.

*Konflikt* ist ein *Zustand* der Unvereinbarkeit unterschiedlicher Ziele.

Konflikte gibt es sowohl in uns selbst als auch in unserem Verhältnis zu anderen Menschen. *Innerpsychisch* kann zum Beispiel ein Wunsch oder Ziel widersprüchliche Affekte auslösen, z.B. Angst-Lust. *Soziale* Konflikte entstehen meist aus einer Verletzung der Autonomie eines Anderen oder mehrerer Menschen. Konfliktlösung ist sowohl innerpsychisch als auch im Verhältnis zu anderen Menschen eine nicht leicht zu bewältigende Aufgabe; zudem entstehen aus unserer menschlichen Natur, aus unserer (inneren) Lebendigkeit und (äußeren) Verschiedenheit ständig neue Konflikte.

Wie können wir Frieden erstreben? Zuvor ist die Einsicht wichtig, *dass* wir Frieden erstreben müssen, wenn wir nicht den ständigen (inneren und äußeren) Konflikten ihren un-friedlichen Lauf lassen wollen, der individuell zu seelischem Leid und zwischenmenschlich zu Gewalt und Krieg führt. Erst aufgrund dieser Einsicht können wir uns der prinzipiell offenen Frage zuwenden, *wie* wir Frieden erstreben können; die Antworten hierauf sind in jedem konkreten Fall meist umstritten. Allgemein lässt sich aber wohl Folgendes sagen:

---

<sup>7</sup> Das ist - zumindest teilweise - ein Irrtum, eine Verdrängung; es wird immer deutlicher, dass auch dies - zumindest teilweise - von unseren Vorfahren beeinflusst worden ist und von uns beeinflusst werden kann und muß. Als ersehntes Motiv spielt der Frieden in (und mit) der Natur wohl eine Rolle bei (Sport, bzw. genauer:) Bewegungskultur in der Natur (z.B. beim Dauerlaufen, Wandern, Bergsteigen, Radfahren, Baden/Schwimmen, Rudern, Paddeln, Kanufahren, Segeln usw.).

<sup>8</sup> Vgl. Erich Kästners Spruch: „Es gibt nichts Gutes, außer man tut es.“ Der konfuzianische Spruch „Der Weg ist das Ziel“ enthält wohl die Wahrheit, dass wir handeln müssen, verzichtet aber auf die Benennung des Ziels; aber, selbst wenn es utopisch ist, ist das Ziel doch bestimmend für die Richtung des „Weges“, des Handelns.

In meiner Erläuterung des ersehnten, utopischen *Zustands* Frieden habe ich ihn als eine *Vorstellung* „frei von Gefährdung, als Ausgeglichenheit, als Gelassenheit und als Übereinstimmung“ umschrieben. Die Freiheit von Gefahr ist unumstrittener Bestandteil von Friedens-Vorstellungen. In den drei weiteren Umschreibungen ist enthalten, um was wir innerlich und äußerlich mühsam ringen müssen, um psychischen und sozialen Frieden (wieder) herzustellen: Wir müssen *ausgleichen*, was uns und andere antreibt oder belastet; wir müssen *lassen*: ablassen von Einigem und zulassen von Anderem; und bei allem müssen wir darauf achten, dass *beide Anteile / Strebungen* eines inneren bzw. *beide Parteien* eines äußeren Konflikts der Lösung *zustimmen*, mit ihr übereinstimmen können.

In der friedentheoretischen Diskussion wird die grundlegende Bedeutung des *inneren* Friedens selten gewürdigt. Dabei dürfte klar sein, dass *innerer Frieden eine wichtige (Vor-) Bedingung für das Streben nach äußerem, sozialem Frieden* ist. Auf diesem Gebiet ist noch viel (interdisziplinäre) Forschung nötig. Als Ausdruck der Suche nach innerem Frieden kann im Allgemeinen die zunehmende Nachfrage nach Psychotherapie (vgl. Kahl-Popp, 2007a; Sommer & Fuchs, 2004) verstanden werden, im Sport (bzw. in der Bewegungskultur) die große Nachfrage nach „Natur-sportarten“ sowie nach philosophisch bzw. meditativ / spirituell „unterfütterten“ Sportarten / Bewegungskünsten.<sup>9</sup>

Das *Streben nach äußerem* Frieden erfordert ein *Verhältnis* zwischen Menschen oder Parteien, in dem sie gemeinsam ernsthaft daran arbeiten, einen Konflikt gewaltlos zu klären und zu lösen, indem sie ihre unterschiedlichen Ziele einander mitteilen und sich darüber verständigen, wie weit sie sich (trotzdem) einigen können; dieser *Prozess* der Verständigung und Einigung ist das - wohl selten erreichte und deshalb prinzipiell fortwährende - Ziel.<sup>10</sup>

Neben dem oben schon definierten Begriff „Konflikt“ habe ich auch von „Gewalt“ gesprochen. Gewalt ist für mich zunächst ein *sehr allgemeiner* Begriff, den ich folgendermaßen definiere und in seiner Allgemeinheit so stehen lasse:

„Gewalt, ist eine *Erscheinung*, bei der sehr große, starke Kräfte wirken“ (Tiedemann, 2009a, S. 87).

Diese allgemeine Bedeutung von „Gewalt“ meine ich nicht in meinen Erläuterungen zum Friedens- und Konflikt-Begriff, sondern hier meine ich *eine besondere* Bedeutung (von mehreren): die Gewalt zwischen Menschen oder die „zwischenmenschliche Gewalt“. Sie definiere ich folgendermaßen:

---

<sup>9</sup> Diese „Unterfütterungen“ sind in ihrer Seriosität sehr unterschiedlich; ihre kritische Untersuchung ist ein Desiderat der Sportwissenschaft.

<sup>10</sup> Damit betone ich den Prozeßcharakter des Friedens (zumindest des Strebens danach). Früher, nach „klassischen Staatenkriegen“ konnte Frieden geschlossen werden und dann (ein Zustand) sein; es war entweder Krieg oder Frieden. So war die Vorstellung von Frieden als Abwesenheit von Krieg bzw. als Nicht-Krieg begründet, die heute noch die (nicht hinreichende) Grundlage mancher Definitionsansätze darstellt. Die neuen kriegerisch ausgetragenen Konflikte können offenbar so nicht mehr beendet werden; an die Stelle von Friedensschlüssen sind Friedensprozesse getreten, die meist langwierig und fragil sind sowie oft der Moderation durch eine dritte Partei bedürfen (vgl. Münkler, 2002, S. 28).

„Zwischenmenschliche Gewalt, ist eine uns Menschen natürlich gegebene und kulturell formbare *Handlungs-Möglichkeit*, bei deren Verwirklichung wir uns selbst oder anderen Schaden androhen<sup>11</sup> oder tatsächlich zufügen“ (Tiedemann, 2009a, S. 88).

Nach diesen Begriffsklärungen will ich nun untersuchen, ob die gern zitierte (Hypo-) These, Sport trage generell zum Frieden bei, eine Wunschvorstellung ist oder Wirklichkeit. Im Rahmen dieses Vortrags kann ich dies natürlich nicht umfassend leisten. Ich beginne diese Untersuchung mit einer Betrachtung der Implikationen meiner Definitionen.

Meine Begriffe von „Sport“ und (äußerem) „Frieden“ haben Einiges gemeinsam:

- *Es gibt in beiden Gebieten mindestens zwei Beteiligte - Menschen oder Parteien.*<sup>12</sup>
- *Zwischen den Beteiligten gibt es einen Konflikt, sowohl im Tätigkeitsfeld Sport als auch im sozialen Verhältnis von Menschen oder Parteien, die Frieden erstreben.* Im Sport besteht dieser ebenso willkürlich bestimmte wie einvernehmlich geregelte Konflikt darin, dass beide Menschen oder Parteien einen Vergleich ihrer leiblichen Fähigkeiten gewinnen wollen; dies aber kann nur eine(r) von beiden. Im Frieden besteht der Konflikt ganz allgemein darin, dass beide Beteiligte (zunächst) unterschiedliche, unvereinbar erscheinende Ziele haben; sie arbeiten daran, letztlich eine Übereinstimmung zu finden, mit der sie beide leben können.
- *Dieser Konflikt wird in beiden Gebieten ohne (zwischenmenschliche) Gewalt gelöst.* Im Tätigkeitsfeld Sport allgemein bzw. in den konkreten Sportarten sind jeweils Regeln entwickelt worden, die die beim Kampf um den Sieg notwendig eingesetzten großen Kräfte (hier spielt der allgemeine Gewalt-Begriff rein!) derart einschränken bzw. zähmen, dass sie nicht in schädigende Wirkung umschlagen (vgl. Tiedemann, 2006).

Dies ist ein durchaus bedeutsamer Befund gemeinsamer Aspekte. Er reicht allerdings nicht hin, damit zu begründen, Sport sei tatsächlich und in jedem Fall friedensfördernd. Selbst die Apologeten der Friedens-Hypothese des Olympismus bzw. des Sports kennen viele Beispiele aus der alten und neueren Geschichte, dass *im Zusammenhang mit* Sport Unfrieden entstanden ist, bis hin zum Krieg. Sie führen als vorbildliche Leitidee gern die antike „Ekecheiria“ an.

Die von Coubertin und anderen beschworene Norm Ekecheiria, die angeblich in der griechischen Antike für Frieden während der Spiele gestanden habe, ist

---

<sup>11</sup> „Androhen“ gilt natürlich nur gegenüber Anderen. In der Sportpsychologie wird das Schädigen Anderer mit dem Begriff „Aggression“ belegt, der mit dem Gewaltbegriff fast synonym benutzt wird; dies halte ich für eine folgenschwere begriffliche Verwirrung (Tiedemann, 2006; Tiedemann, 2009a, S. 92 ff.).

<sup>12</sup> Güldenpfennig (1998 u.ö.) schließt in sein Sportverständnis auch den „Kampf“ mit sich selbst ein, ohne (menschlichen) Gegner; er nennt dies „Streben nach Exzellenz“.

inzwischen von Sporthistorikern „niedriger gehängt“ worden: Die Ekecheiria<sup>13</sup> stand nur dafür, dass die an den (heiligen) Spielen der Antike Beteiligten „freies Geleit“ zum Festort und zurück haben sollten sowie dass am Festort selbst keine kriegerische Handlung stattfinden dürfte. Selbst diese Norm ist in der Wirklichkeit gebrochen worden - bis hin zur berühmten „Schlacht in der Altis“ während (!) der Spiele in Olympia 364 v.u.Z. (Lämmer, 1982/83).

In jedem Fall von Feindseligkeiten im Zusammenhang mit Sportereignissen, in welchem Zeitraum auch immer, auch in der jüngeren Vergangenheit, sollte genau untersucht werden, ob sie wirklich aus dem Sportereignis selbst entstanden sind, oder ob andere Konflikte hier mit dem Sportereignis verbunden worden sind. Nach meiner allgemeinen Kenntnis der Sportgeschichte ist das Letzte fast immer zutreffend. Die Ursachen für Feindseligkeiten liegen, wenn dies stimmt, meistens nicht im Tätigkeitsfeld Sport, sondern in anderen Tätigkeitsfeldern. Dies ist zwar eine „Entlastung“ des „Angeklagten“ Sport, heißt aber auch nicht, dass umgekehrt Sport Frieden bewirkte.

Die von mir angeführten drei Gemeinsamkeiten von Sport und Frieden sind eben nur eine Bestimmung dessen, was sein *sollte*. Sie sind gewonnen aus Begriffsbestimmungen, die immer eine gedachte, ideale Beschreibung sind. Oder mit Bert Brecht: „*Wer möchte nicht in Fried und Eintracht leben? Doch die Verhältnisse, sie sind nicht so!*“<sup>14</sup> Das haben wir besonders deutlich während der olympischen Sommerspiele 1972 in München erlebt. Der „SPIEGEL“-Herausgeber Rudolf Augstein brachte es damals so auf den Begriff:

„Der olympische Friede, laut offiziellen Mündern grausam gebrochen, ist niemals mehr gewesen als eine windige Gedankenlosigkeit, niemals mehr als ein höchst alberner Funktionärsballon.“  
(zit. n. Krockow, 1974, S. 101)

Allerdings *sollten* die Verhältnisse nach meinen Begriffen von Sport und Frieden so ideal sein. Diesen ethischen Anspruch teile ich mit denen, die die Friedens-Hypothese als Kern einer „olympischen Erziehung“ verstehen, auch wenn ich einer solchen Vorstellung gegenüber skeptisch bin, weil in dieser „olympistischen“ Ideologie Sport mit nicht-sportlichen Ansprüchen und Aufgaben aufgeladen und überladen wird. Allgemeiner, politischer Frieden ist eine Vorbedingung für Sport, auch und gerade für die „olympischen Spiele“.

Ich mache eine weitere semantische Probe zu Sport und Frieden: Man kann wohl sagen, dass wir alle eine Sehnsucht nach Frieden haben; aber zu sagen, wir alle hätten eine Sehnsucht nach Sport, klingt irgendwie merkwürdig. Ich denke, dass dies in den unterschiedlichen Kategorisierungen der beiden Begriffe begründet ist: Frieden als *Streben nach einem utopischen Zustand*, Sport als (kulturelles) *Tätig-*

---

<sup>13</sup> „Ekecheiria, heißt - wörtlich übersetzt - etwa das „Die-Hände-davon-Lassen“, „Nicht-Hand-Anlegen“ oder „Sich-da-Raushalten“; „freies Geleit“ oder „bedingter Waffenstillstand“ wären korrekte Übersetzungen; das griechische Wort für Friede(n) ist übrigens „Eirene“. Die Übersetzung von „Ekecheiria“ als „olympischer Friede“ ist nicht nur ein philologischer Fehler, sondern vor allem - wohl beabsichtigt - Begründung und steile Bekräftigung eines längst widerlegten Mythos.

<sup>14</sup> Brecht, Bertolt: Song des ersten „Dreigroschen-Finales“, „über die Unsicherheit menschlicher Verhältnisse“.

*keitsfeld*. Nach dem als Frieden bestimmten Zustand (und Verhältnis zwischen Menschen) kann ich mich sehnen; er ist ein abstraktes (utopisches) *Ziel* meiner Gedanken, im besten Fall auch meines Handelns. Das als Sport bestimmte kulturelle Tätigkeitsfeld ist der *Ort* meines Handelns.

Diese sprachliche Probe zeigt einmal mehr auf, dass die direkte Verbindung beider Begriffe in der zentralen Hypothese des „Olympismus“ - Sport als Friedensstifter - nicht stimmig ist; damit werden kategoriale Verschiebungen vorgenommen, die nur Verwirrung stiften.

Ich habe, indem ich die zentralen Begriffe meines Themas definiert habe, festgestellt, dass die verschiedene kategoriale Zuordnung der Begriffe Sport und Frieden eine Gleichsetzung nicht zulässt, wie sie immer noch in ideologischen Beiträgen zum sogenannten Olympismus propagiert wird. Ich habe durchaus bedeutsame Gemeinsamkeiten von Sport und Frieden aufgezeigt - in der Idee oder Sinnstruktur. Als Wunschvorstellung ist und bleibt die enge Verbindung von Sport und Frieden sympathisch. Nur wenige von vielen möglichen Gegenbeispielen habe ich erwähnt, in denen Sport tatsächlich mit Feindseligkeit oder sogar Krieg *verbunden* war; die Liste solcher Ereignisse ist fast beliebig verlängerbar. Das hat einige Kritiker - darunter sogar den respektablen Friedens-Theoretiker Johan Galtung! - dazu verführt, eine überzogene Gegenthese aufzustellen, Sport sei *wesentlich* unfriedlich (Galtung 1995).

Als Sportwissenschaftler sollten wir uns um klar bestimmte Begriffe bemühen, um Klarheit über einen etwa friedlichen oder unfriedlichen *Charakter* von Sport allgemein zu gewinnen.<sup>15</sup> Und als Sporthistoriker sollten wir in jedem historischen Einzelfall genau klären, was jeweils zu Frieden oder Feindseligkeit *im Zusammenhang mit* Sportereignissen geführt hat.

Eine tatsächliche positive Geltung der Friedens-Hypothese kann ich nach dieser kurzen, bescheidenen Untersuchung des Verhältnisses von Sport und Frieden nicht feststellen, schon gar nicht in der schwammigen „Olympismus“-Variante. Die Friedens-Hypothese bleibt als Wunschvorstellung sympathisch bzw. als Soll-Bestimmung für Sport konstitutiv. Der im Sport freiwillig und willkürlich erzeugte Konflikt soll, ja muss gewaltlos, friedlich ausgetragen werden.

Das Ergebnis meiner kurzen „tour d‘horizont“ ist - thesenhaft zusammengefasst: *Sport ist ein ambivalentes (kulturelles) Handlungsfeld, in dem sowohl Frieden als auch Zwietracht gestiftet werden können. Die olympische Ideologie („Olympismus“) ist durch ihr Beharren auf einer tatsächlichen Frieden stiftenden Funktion von Sport nicht glaubwürdig; damit wird außerdem der Sport-Begriff belastet.*

---

<sup>15</sup> Der ehem. Bundes-Verfassungsrichter Dieter Grimm fasst den ambivalenten Charakter von Sport so zusammen: „Sport trägt zum Zusammenhalt der Gesellschaft bei, sät aber auch Zwietracht. Sport fördert die Völkerverständigung, ist aber auch für Nationalismus anfällig. Sport hält zur Fairness an, wird aber auch Anknüpfungspunkt für Gewalt. Sport leistet einen wichtigen Beitrag zur Gesundheitsvorsorge, er ist aber auch Quelle großer gesundheitlicher Schäden und ihrer sozialen Folgekosten. Da es im Sport längst nicht mehr nur um Ruhm, sondern auch um Geld geht, zieht er unlautere Praktiken an. Doping ist nur die sichtbarste.“ (Grimm 2007)



## Literatur

- Aigner, H. (1998). „Olympismus“. In O. Grupe & D. Mieth (Hrsg.). *Lexikon der Ethik im Sport* (S. 395-401). 2. Aufl. Schorndorf: Hofmann.
- Booth, D. (2005). *The Field. Truth and fiction in sport history*. London, New York: Routledge.
- Galtung, J. (1995). Das Sportsystem als Metapher für das Weltsystem. In: G. Holzapfel et al. (Hrsg.). *Weiterbildung, Sport, Gesundheit. Praxismodelle und theoretische Grundlagen* (S. 60-74). Neuwied, Kriftel, Berlin: Luchterhand.
- Grimm, D. (2007). Gold-Medaillen genügen. Wenn der Sport bedroht ist, dann durch sich selbst: Er gehört nicht als Staatsziel ins Grundgesetz. *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 29. Januar 2007, S. 35.
- Grupe, O. (Hrsg.). (1997). *Olympischer Sport. Rückblick und Perspektiven*. Schorndorf: Hofmann.
- Güldenpfennig, S. (1989). *Frieden - Herausforderungen an den Sport. Ansätze sportbezogener Friedensforschung*. Köln: Pahl-Rugenstein.
- Güldenpfennig, S. (2004a). *Olympische Spiele als Weltkulturerbe. Zur Neubegründung der Olympischen Idee*. Sankt Augustin: Academia.
- Güldenpfennig, S. (2004b). Olympischer Friede: Fixe Idee statt Olympische Idee? *SportZeiten. Sport in Geschichte, Kultur und Gesellschaft*, 4 (2), 17-31.
- Güldenpfennig, S. (2006). *Denkwege nach Olympia. Kulturtheoretische Zugänge zu großen Sportereignissen*. Sankt Augustin: Academia.
- Güldenpfennig, S. (2007). *Sport verstehen und verantworten. Sportsinn als Herausforderung für Wissenschaft und Politik*. Sankt Augustin: Academia.
- Höfer, A. (1994). *Der Olympische Friede*. Sankt Augustin: Academia.
- Huber, W. (1998). „Frieden“. In O. Grupe & D. Mieth (Hrsg.), *Lexikon der Ethik im Sport* (S. 180-184). 2. Aufl. Schorndorf: Hofmann..
- Krockow, C. (1974). *Sport. Eine Soziologie und Philosophie des Leistungsprinzips*. Hamburg: Hoffmann und Campe.
- Lämmer, M. (1982/83). Der sogenannte olympische Friede in der griechischen Antike. *Stadion*, VIII/IX, 47-83.
- Müller, N. & Messing, M. (Hrsg.). (1996). *Auf der Suche nach der Olympischen Idee. Facetten der Forschung von Athen bis Atlanta*. Kassel: Agon-Sportverlag.
- Müller, N. (1998). „Olympische Erziehung,“. In O. Grupe & D. Mieth (Hrsg.), *Lexikon der Ethik im Sport* (S. 385-395). 2. Aufl. Schorndorf: Hofmann.
- Münkler, H. (2002). *Die neuen Kriege*. Reinbek: Rowohlt.
- Naul, R., Geßmann, R. & Wick, U. (2008). *Olympische Erziehung in Schule und Verein. Grundlagen und Materialien*. Schorndorf: Hofmann.
- Röthig, P. & Prohl, R. (2003). „Sport (sport[s])“. In: P. Röthig & R. Prohl (Hrsg.), *Sportwissenschaftliches Lexikon* (S. 493-495). 7., völlig neu bearb. Aufl. Schorndorf: Hofmann.
- Roth, F. (2006). *Vom Olympischen Frieden zum Weltfrieden*. Sankt Augustin: Academia.
- Schelsky, H. (1973). *Friede auf Zeit. Die Zukunft der Olympischen Spiele*. Osnabrück: Fromm.
- Stygermeer, M. (1999). *Der Sport und seine Ethik. Zur Grundlegung einer Dogmatik des Sports*. Bristol, Berlin: Tenea.
- Tiedemann, C. (2002a). *Sport - Vorschlag einer Definition*. Zugriff am 14. Februar 2009 unter <http://www.sportwissenschaft.uni-hamburg.de/tiedemann/documents/DefinitionSport.pdf>
- Tiedemann, C. (2002b). *Bewegungskultur - Vorschlag einer Definition*. Zugriff am 14. Februar 2009 unter <http://www.sportwissenschaft.uni-hamburg.de/tiedemann/documents/DefinitionBewegungskultur.pdf>
- Tiedemann, C. (2006). „Aggression“ und „Gewalt“. *Ein Versuch, diese wichtigen Begriffe zu klären und sie so wieder in den sportwissenschaftlichen Diskurs zurückzuholen*. Zugriff am 14. Februar 2009 unter <http://www.sportwissenschaft.uni-hamburg.de/tiedemann/documents/VortragAggressionGewalt.pdf>
- Tiedemann, C. (2007). Was ist der Gegenstand der Sportwissenschaft? In: M. Lämmer, E. Mertin & T. Terret (Eds.). *New Aspects of Sport History. Proceedings of the 9th ISHPES Congress Cologne, Germany, 2005* (S. 435-440). Sankt Augustin: Academia.
- Tiedemann, C. (2008). „Gewalt“ - *Vorschlag einer Definition*. Zugriff am 14. Februar 2009 unter <http://www.sportwissenschaft.uni-hamburg.de/tiedemann/documents/gewaltdefinition.html>
- Tiedemann, C. (2009a). Gewalt, Kampf und Aggression in Sport und Bewegungskultur. In: *European Studies in Sports History*, Vol. 2, Nr. 1 (Spring 2009), S. 85-104.
- Tiedemann, C. (2009b). Frieden und Sport. In: H.-J. Gießmann & B. Rinke (Hrsg.), *Handbuch Frieden* (zur Veröffentlichung eingereicht).
- Volkamer, M. (1984). Zur Definition des Begriffs „Sport,“. In *Sportwissenschaft* 14 (2), 195-203.
- Volkamer, M. (1987). Was ist „Sport“? - Versuch einer Definition. In M. Volkamer (Hrsg.). *Von der Last mit der Lust im Schulsport. Probleme der Pädagogisierung des Sports* (S. 51-67). Schorndorf: Hofmann.